



HERIBERT RAAB

EIN URTEIL DES «NIBELUNGENREUTERS»  
FRIEDRICH HEINRICH VON DER HAGEN ÜBER  
DIE SCHWEIZER UND ÜBER FREIBURG I. UE.

Friedrich Heinrich von der Hagen, dessen Ernennung zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur an der neugegründeten Universität Berlin am 21. September 1810 als der «Geburtstag der Germanistik<sup>1</sup>» angesehen wird, ist heute bei den meisten Philologen so gut wie vergessen. Selbst seine Verdienste um die Nibelungen können kaum noch richtig eingeschätzt werden<sup>2</sup>. Über seine Beziehungen zur Schweiz und zum schweizerischen Geistesleben weiß man so gut wie nichts<sup>3</sup>, obwohl gerade die Anfänge der Nibelungenforschung in die Schweiz zurückweisen. 1782 hatte Christoph Heinrich Müller aus Zürich «Der Nibelungen Liet ein Rittergedicht» veröffentlicht. Ein Jahr später hat sein Landsmann Johannes von Müller aus Schaffhausen, damals Professor am Carolinum in Kassel diese Ausgabe in den «Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen» besprochen<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> M. HECKER, Aus der Frühzeit der Germanistik. Die Briefe Johann Gustav Büschings und Friedrich Heinrich von der Hagens an Goethe. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 15 (1929) S. 105.

<sup>2</sup> J. KÖRNER, Nibelungenforschungen der deutschen Romantik. (Leipzig 1912) S. 129.

<sup>3</sup> H. SOMMER, Deutsche Schweizerreisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Werner Naf (Hg.), Deutschland und die Schweiz in ihren kulturellen und politischen Beziehungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Bern 1936) erwähnt von der Hagen nicht.

<sup>4</sup> JOHANNES v. MÜLLER, Der Nibelungen Liet. Ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum erstenmale aus der Handschrift ganz abgedruckt. Berlin 1782. In: Sämtliche Werke hrg. v. Johann Georg Müller X (Tübingen 1811)

Bei Goethe war das «köstliche Werk» liegen geblieben, und er «in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, war so stumpf dagegen geblieben wie die übrige deutsche Welt»<sup>1</sup>.

Im Märzheft der romantischen Zeitschrift «Eunomia» 1805 veröffentlicht dann Friedrich Heinrich von der Hagen, von Haus aus Jurist und seit 1803 in Berlin als Referendar tätig, «Proben der Nibelungen nebst Auszug des Inhalts vom Ganzen». Johannes von Müller ermöglicht ihm die Benutzung der Münchener, von Lachmann später D genannten Handschrift und 1807 bringt von der Hagen in Berlin «Der Nibelungen Lied» heraus, eine Bearbeitung oder Übersetzung, in der mittel- und neuhochdeutscher Sprachstand zusammengeworfen sind.

Gewidmet ist das Werk Johannes von Müller, dem deutschen Tacitus<sup>2</sup>. Dieser begrüßt die gute Aufnahme der Nibelungen<sup>3</sup> während die Brüder Grimm und die Heidelberger Romantiker kritisch bzw. ablehnend sich äußern. Lachmann und andere Germanisten haben später den «minneliederlichen» Hagen<sup>4</sup> mit Spott verfolgt.

Auf der Suche nach mittelhochdeutschen Handschriften reist von der Hagen als einer der «Nibelungenreuter», wie Annette von Droste Hülshoff launig diese Germanisten nannte<sup>5</sup>, verschiedene Male in die Schweiz. 1816 bringt von der Hagen, inzwischen an die neuorganisierte Universität Breslau als «wirklicher Bibliothekar» berufen und seit 1818 dort ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur, die zweite Auflage des Nibelungen-Lieds heraus, ein «ganz neues Buch, der Text

---

S. 45–50. Johannes v. Müller zog in seiner Rezension S. 50 den Vergleich zwischen dem Nibelungen-Lied und der Ilias: «In beiden Gedichten sind mehr große Leidenschaften als große Menschen, größere Helden als Könige und Gemälde von Unfällen welche keine menschliche Seele kalt lassen könnte. Es ist hier der Ort nicht ausführlich darzuthun, worin und warum der Grieche so hoch über den Teutschen ist, als der Jupiter, dessen Augenbrauen durch ihre Bewegung den Himmel erschüttern über den (!) Zwerp Alberich: aber das dürfen wir versichern, daß, wenn der Nibelungen Lied nach Verdienst bearbeitet wird (nicht aber zu sehr, sondern seiner antiken Gestalt ohne Schaden), auch unsere Nation eine Probe wird aufstellen dürfen, wie weit es die Natur im Norden zu bringen vermochte».

<sup>1</sup> J. W. v. GOETHE, Werke 36, S. 28.

<sup>2</sup> Friedrich Heinrich von der Hagen an Goethe, Berlin 9. Okt. 1807 nennt Müller seinen Freund. Hecker S. 109.

<sup>3</sup> Johannes v. Müller an Friedrich Heinrich von der Hagen, 19. Dezember 1808. Müller, Sämtliche Werke XVIII, S. 159 ff.

<sup>4</sup> F. VON RAUMER, Lebenserinnerungen und Briefwechsel I (Leipzig 1861) S. 253.

<sup>5</sup> Zit. nach E. STUDER, Ildefons von Arx. Leben und Forschung. In: Ildefons von Arx 1755–1833. Bibliothekar, Archivar, Historiker zu St. Gallen und Olten (Olten 1957) S. 362.

auf dem St. Gallener Kodex aufgebaut, mit Vergleichung der beiden Hohenemser und der Münchener Handschrift»<sup>1</sup>. Auf die «Nibelungenreuter» in der Schweiz soll gelegentlich ausführlicher eingegangen werden. Hier seien nur aus von der Hagens «Briefen in die Heimat»<sup>2</sup>, nach denen heute kaum noch eine Hand greift obwohl sie eine kultur- und geistesgeschichtlich wichtige Quelle darstellen, zwei Stellen mitgeteilt, die das Bild der Reiseschriftsteller des frühen 19. Jahrhunderts von der Schweiz im allgemeinen und von Freiburg i. Ü. im besonderen ergänzen können<sup>3</sup>.

*Die Schweizer sind freilich bei weitem nicht das idealische Volk, wie es in Romanen und Idyllen und poetisirenden Reisebeschreibungen erscheint, vielmehr sind sie durch eben diese Schönfärberei und durch die vielen Reisenden mannigfaltig, besonders an den Hauptstraßen, verdorben, und durch jene gar sehr auf den Eigennutz gestellt (wie wir derb erfahren haben). Doch würde man unrecht thun, nach solchen Wirthshaus-Ansichten zu urtheilen; wie es denn in allewege bedenklich ist, so ein allgemeines Urtheil über irgend ein Volk und Land auszusprechen, insonderheit über ein so verschiedenartiges, wie die Schweiz. In dieser ist, auf der andern Seite, überall die lebhafte Theilnahme an dem Gemeinwesen, vaterländischem Alterthum und Geschichte bei Bürgern und Bauern, welche bei uns so wenig davon innwerden, eine höchst erfreuliche Erscheinung. Auch sind die Schweizer im ganzen durch ihre Gestalt keineswegs ausgezeichnet, vielmehr sind sie in manchen Gegenden, z. B. St. Gallen, Appenzell, Aargau und dem niederen Theil von Bern, fast unansehnlich, und auffallend die Männer häßlicher, als die Weiber, welche auch in Bern selber, zumal in ihrer schwarzen Tracht mit schön gesticktem Latz, silbernen Ketten, weißen Hemden, langen Zöpfen und großen schwarzen Heiligen scheinen ähnlichen Hauben, recht stattlich sind: dagegen die Männer in ihren gelbgrauen altmodischen Fracks und neumodischen langen Hosen, zumal auf dem*

<sup>1</sup> KÖRNER, Nibelungenforschungen S. 204.

<sup>2</sup> F. H. VON DER HAGEN, Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien 1. Bd. (Breslau 1808).

Die Reise in die Schweiz und nach Italien machte von der Hagen in Begleitung seiner Freunde Latorf und Friedrich v. Raumer, der dafür von dem König von Preußen auf Antrag des Ministers Hardenberg eine Unterstützung von 1500 Talern erhielt. «Die Ausbeute der Reise war für alle sehr reich und ist meinerseits in die 'Geschichte der Hohenstaufen' aufgenommen. Über die Reise selbst berichtete Hagen damals so gründlich und vollständig, daß nichts hinzuzufügen war. Meine deshalb ungedruckten Reisebriefe wiederholen allerdings oft Gesagtes.» F. v. RAUMER, Lebenserinnerungen I, S. 251.

<sup>3</sup> VON DER HAGEN, Briefe in die Heimat 1, S. 202 f. S. 208–210.

*Lande, fast alle wie verfeinerte und verkümmerte Fabrikanten, gar nicht wie schlichte, tüchtige Bauern aussehen. Merkwürdig ist, daß umgekehrt in Tyrol und den Bergthälern Norwegens, wo die Männer so auffallend schön und groß sind, die Frauen unansehnlich und selbst häßlich sind. Aber in dem Hochgebirge und anderen Marken der Schweiz, die wir dießmal nicht gesehen, ich aber früher durchwandert habe, wohnt wirklich ein edles hochstämmiges Geschlecht von Männern und Frauen. Von der Französischen Schweiz, dem Pays de Veaux, rede ich hiebei gar nicht, denn das ist gar nicht mehr die Schweiz, und dorthin und an deren Gränzen fällt hauptsächlich der obige Tadel der Entartung und Eigensucht: wie wir erlebt haben; und das Sprüchwort: point d'argent point de Suisse, kenne ich auch nur Französisch. – ...*

(Freiburg)

*Wir fuhren aber gen Freiburg, durch fruchtbare und wohlangebaute, doch eben nicht ausgezeichnete Gegenden, viel Berg ab und auf, über das Flüßchen Sengen<sup>1</sup>, nicht weit am Schlachtfelde bei Laupen vorüber, häufig die immer mehr verklärten und sich hinter einander verschiebenden Schneegebirge schauend, und manchmal schon die Entfernung von ihnen bereuend. Die Gegend von Freiburg verdiente aber auch wohl schönes Wetter.*

*Die Stadt liegt auf einer ähnlichen, durch die sich kriimmende Sane gebildeten Halbinsel, wie Bern, steigt aber noch steiler auf dem Felsenufer empor, und ihr Thurm droben ist der höchste in der Schweiz. Zu arbeiten gab es hier nichts, wir besahen also bis Abend die Stadt, stiegen auf den Thurm, der wirklich 365 Stufen hat (ich habe sogar noch 2 mehr gezählt), sahen die große alte Linde, welche ein aus der Siegesschlacht bei Murten heimkehrender gesetzt hat, und auf dem Markte eine Laube bildet, und wanderten hinaus vors Thor auf einen angenehmen Spaziergang, der schöne Aussichten auf die Stadt zurück hat. Im Dunkel traten wir nochmals in die nahe und stäts offene Kirche: es war schauerlich schön darin bei der einzigen Lampe im Hintergrunde. Sie ist mit dem Thurm in Gotischer Bauart, und die Vorhalle der Thür unter dem Thurm schön und reich mit Bildsäulen verziert.*

*In einer Darstellung des jüngsten Gerichts, über der Thüre, werden die Seelen von den Engeln in einer Waage gewogen (wie auf dem Danziger Bilde), und der Teufel klammert sich daran, sie zu sich herunter zu ziehen.*

<sup>1</sup> richtig: Sense.

Doch ist der ganze Bau zu nakt und sind die Zierraten zu flach und dürftig; der Thurm, dem noch die Spitze fehlt, ist nicht durchsichtig genug und verjüngt sich nach oben nicht genug; jedoch mehr, als der Landshuter, mit welchem er sonst Ähnlichkeit hat: und alles ist von bräunlichem Sandstein erbauet. Wir schauten von oben die Kuppe des Montblanc, dem wir nicht so nahe zu kommen währnten, als wirklich noch geschehen ist. Den nächsten Morgen sehr früh ging es, noch bei halb heiterem Wetter, weiter auf Lausanne zu.

Freiburg ist katholisch, und hat schon halbfranzösischen Anstrich: der untere Theil der Stadt spricht auch durchaus Französisch, der obere Deutsch. Die Weiber sind häufig gepudert, mit ungeheuren Haarwülsten, die von falschem Haar oder Flachs unförmlich so aufgeschwellt werden, und bei den Geringen zugleich als Unterlage zum Tragen (das auf dem Kopf geschieht) dienen. – Von einigen am Wege zwischen Himmel und Erde schwebenden kleinen schwarzen Männern ward uns berichtet, sie hingen wegen Blutschande und Nothzucht dort, und wurden uns noch manche ähnliche Geschichten aus dieser Gegend erzählt.

(Payerne)

Die Gegend war anfangs, wie von Bern her, wir kamen aber immer tiefer in Französischen Schmutz, und in Payerne schon in ein fast ganz Französisches Städtchen, obgleich es auch noch den Deutschen Namen Peterlingen führt. Von der Höhe davor ist eine weite Aussicht über einen großen Theil des Neuburger Sees (der dieses Jahr mit dem Bieler und Murterner See zusammengeschwemmt worden) bis an den Jura dahinter; sie hat Ähnlichkeit mit der Aussicht oberhalb Uznach auf den Zürcher See. Payerne bewahrt den Stuhl einer Königin Berta, an welchem noch das Loch zu sehen, worin sie die Spindel befestigte, wenn sie im Gehen spann. Sie ist doch wol Berta, die Gemahlin des Königs Rudolf von Burgund und Tochter Herzogs Burkhard von Schwaben, welche hier um 962 ein Benediktinerkloster stiftete: aber vielleicht auch die fabelhafte weiße Frau und Spinnerinn Berta, da die Schweizer sogar von einer Göttinn Precha sagen, welche das Flachs zu brechen gelehrt habe.